

Zeitschrift: Intercura : eine Publikation des Geriatrischen Dienstes, des Stadtärztlichen Dienstes und der Psychiatrisch-Psychologischen Poliklinik der Stadt Zürich

Herausgeber: Geriatrischer Dienst, Stadtärztlicher Dienst und Psychiatrisch-Psychologische Poliklinik der Stadt Zürich

Band: - (1989-1990)

Heft: 26

Rubrik: Impressionen : vom Telefonieren und vom Briefeschreiben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Telefonieren und vom Briefeschreiben

Einst hing es als schwarzes Kästlein an der Wand mit seiner grossen Wählscheibe, über jeder Zahl von 0 - 9 runde Öffnungen ausgespart. Ein Metallrörchen, darüber befestigt, mündete in das Gehäuse, Leitungen umschliessend, welche mitwirkten, dass aus dem simplen Kasten zu gewissen Zeiten ein Wunderding wurde. An seiner linken Seite befand sich, an einem Haken hängend, das Hörrohr, leicht geschwungen, in dessen unteres Ende man hineinsprechen konnte. Eine geringelte, dicke Schnur verband es mit dem Apparat. Zwei glänzende Halbkugeln mit einem Metallstift zwischen ihnen krönten das Ganze. Bewegte sich der Stift hin und her, erklang ein schrilles Läuten, und man eilte herbei, das Rohr abzuheben und sich zu melden. Ob es schon damals Leute gab, die es fertig brachten, dieses Läuten stoisch zu ignorieren, weiss ich nicht.

Das Kästlein hing nicht in unserer Wohnung, sondern im untern Stock, beim Gärtnermeister. Es war noch nicht üblich, dass jedermann (jedefrau schon gar nicht!) über einen eigenen Telefonanschluss verfügte. Nur in ausserordentlichen Fällen wurde die Einrichtung von meinen Eltern beansprucht. Meine erste Erinnerung daran liegt 60 Jahre zurück. «Herr Meyer – as Telfon!» hallte es zu uns herauf. Kurz vorher war der Vater übernächtigt aus dem Spital nach Hause zurückgekehrt. Er hatte mit unserer Mutter auf die Ankunft seines dritten Kindes gewartet, welches sich seine Zeit liess, das Licht dieser Welt zu erblicken. Mit dem Bescheid, es daure noch lange, hatte man ihn heimgeschickt. Nun rannte er die hölzerne Laubentreppe hinunter. Strahlend kam er zurück. «Ihr händ es Brüederli übercho!» – und fort war er.

Nachdem die Scheune neben unserem Haus niedergebrannt war, bekamen wir ein eigenes Telefon, denn unser Vater trat der Quartierfeuerwehr bei (und sah in seiner Uniform aus wie ein Operettentenor).

Es stand – fortschrittlich als «Tischstation» – auf einem kleinen Möbel, sinnigerweise unter der Uhr, die friedlich und gleichmässig tickte und die Stunde schlug, was auch immer an diesem Telefon gesprochen und vernommen werden mochte, Gutes oder Schlimmes.

Das Schlimmste: kurz nach Kriegsausbruch, im September 1939, wurde der jüdischen Flüchtlingsfamilie, die seit Monaten illegal bei uns wohnte, weil man ihnen die Aufenthaltsbewilligung verweigert hatte, telefonisch mit der zwangsweisen Ausschaffung gedroht, wenn sie die Schweiz nicht

IVF

forscht –
hilft und dient

Rhena®

Elastische Binden



Kurzzug
(2 Sorten)
30–70%
Dehnung
5 m gedehnt
4–12 cm

Mittelzug
(6 Sorten)
70–140% Dehnung
5 m gedehnt
4–12 cm
(Rhena Ideal 2,5–25 cm)

Langzug
(4 Sorten)
über 140% Dehnung
5 m + 7,5 m gedehnt
(2+3 m ungedehnt)
8–15 cm

Die dauerelastische Rhena color Mittelzugbinde gibt es in **rot, grün, gelb und blau**, 5 m gedehnt, 4–10 cm

IVF bietet ein umfassendes Sortiment von Fixations- und Kompressionsverbänden, die in der eigenen Weberei hergestellt werden. Die ständige Kontrolle des IVF-Labors gewährleistet eine stets gleichbleibende, hochstehende Qualität. Verlangen Sie Muster sowie die praktische Sortiments- und Anwendungs-Tabelle.

Internationale Verbandstoff-Fabrik Schaffhausen
8212 Neuhausen am Rheinfall
Telefon 053/21 31 11 Telefax 053/22 74 41

IVF

forscht –
hilft und dient



IVF
MEDISET®

**Das sichere, sterile
Verbandsystem
für die
Wundversorgung**

Ein ausgewogenes Sortiment portionenverpackter Verbandstoffe und indikationsbezogener Sets in modernen Peelpackungen. Praktisch unbegrenzt haltbar.

Sicher und zuverlässig
dank strenger bakteriologischer Sterilitätskontrolle jeder Charge.

Sparsam im Gebrauch
dank bester Ausnutzung des Materials.

Mediset besteht aus Basis- und Ergänzungssets für die Wundversorgung auf der Station, in der Ambulanz und in der Praxis.

Verlangen Sie eine bemusterte Offerte.

Internationale Verbandstoff-Fabrik Schaffhausen
8212 Neuhausen am Rheinfall
Telefon 053/21 31 11 Telefax 053/22 74 41

innerhalb von vier Stunden freiwillig (!!) verlassen würde . . . irgend jemand hatte sie denunziert . . . Glücklicherweise gelang es ihnen, sich anderweitig versteckt zu halten, bis sie ein paar Monate später nach Amerika ausreisen konnten.

Telefongespräche von heutiger Dauer waren noch unüblich, man bediente sich des Telefons lediglich zu informatorischen Zwecken. Uns Kindern war es strengstens untersagt, selber zu telefonieren. Ich war bereits Töchterschülerin, als ich es zum erstenmal wagte – und nur, weil es mir erlaubt worden war! – den Zeigefinger in die Löcher der Wählscheibe zu stecken und die Nummer der Eltern meiner Freundin einzustellen. Das selbständige Zurückdrehen der Scheibe in die Ausgangslage war aufregend interessant. Kinder der Gegenwart dürfte dies völlig unbegreiflich sein, heute, wo jeder Häfelschüler mit Video- und andern Kassetten, mit TV, Teletext, Radio und Grammophon umgehen kann, als wäre er zu solchem Tun geboren. Aber zu jener Zeit war es Kindern unter 12 Jahren ja sogar verboten, Aufzüge zu benützen, wenn sie sich nicht in Begleitung von erwachsenen Personen befanden.

Viel später – wenn ich im Büro meine Finger über die Tasten unserer Hauszentrale spielen liess, Verbindungen herstellte, Gespräche vermittelte oder wieder zurücknahm, kam mir zuweilen in den Sinn, dass ich noch während langem meine Mutter gebeten hatte: «Gäll Muetti, du tuesch mer dänn d'Nummere scho yschtelle?!»

Mein Respekt vor der Technik war sagenhaft, er ist noch heute nicht gänzlich abgebaut, aber den Umgang mit dem Telefon habe ich inzwischen gelernt.

Langsam begannen die telefonischen Möglichkeiten in den Alltag hineinzusickern. Man teilte sich einander nicht nur schnell mit, man plauderte miteinander.

Es gab die mitternächtlichen Schäferstündchen mit meinem Liebsten, der als Soldat in seinem Wachtlokal sass, sich langweilte und sich darum zu so ausgefallener Stunde bei mir zu melden pflegte. Die Idylle nahm ein jähes Ende, als die Damen in der Wohnung über uns sich bei meinem Vater über die allnächtliche Störung durch Telefongeklingel beschwerten.

Im Verlauf der Jahre haben sich die zwar funktionstüchtigen, aber eher langweiligen Telefonapparate zu Modellen von «ansprechendem modernem Design» durchgemauert. Von den neuen technischen Zusatzmöglichkeiten ganz zu schweigen.

Auch mein Telefon ist kein sachlich-nüchtern Ding. Es ist aus Kirschbaumholz, bestens assortiert zur Kommode, auf welcher es steht. Keine Scheibe muss gedreht werden. Glänzende Metalltasten, in vier Reihen ange-

ordnet, tragen die Zahlen. Es gibt (aus Gründen der Symmetrie?) zwei Leertasten sowie eine mit einem roten Punkt und eine mit einem R versehen. Sinn und Zweck der beiden letzteren wurden mir zwar erläutert, aber ich bediene mich ihrer nicht, eine gewisse respektvolle Skepsis wirkt noch immer nach. Kein Läuten kündet einen Anruf an, es erklingt eine etwas hastige Melodie, die sich anhört wie eine Mischung zwischen Posthorn und Vogelgezwitscher.

Ein Leben ohne Telefon ist kaum mehr denkbar. Es ist zu einer wichtigen (in manchen Momenten zur wichtigsten) Kommunikationsmöglichkeit geworden, zum beinahe vollkommenen) Gesprächsinstrument.

Man diskutiert, man philosophiert, man plaudert – davor stehend oder sitzend und führt des öfters auch das, was eine überaus kulturbeflissene Bekannte unnützes Blabla-Gespräch zu nennen pflegt. Wirklich unnütz? Braucht es zur Seelenhygiene nicht auch das Daherplauderndürfen ohne «höhern» Sinn und Zweck?

Kommt die Telefonrechnung, nehme ich mir immer aufs neue (und erfolglos) vor, meine Telefonsucht zu zügeln. Immerhin bemühe ich mich, sie nicht zur Plage (für die andern) werden zu lassen. Wohl hat mein Telefon keine Radareinrichtung, mir zu melden, wenn am andern Ende der Leitung mein Anruf unwillkommen ist, aber ich habe versucht, mir die günstigen Zeiten zu merken.

Das Telefon ist ein Tyrann, der sich eindringlich Gehör verschafft. Es kann jedoch auch unbarmherzig schweigen, wenn man sehnstüchtig darauf wartet, dass es doch endlich läuten möge. Aber das ist ein anderes Kapitel.

Meine Gespräche beginne ich meist mit einem «Schtöör i?» Dringende Arbeiten, Besuche oder ein «Mer sind grad am Ässe» sind plausible Gründe, die Frage nicht mit einem Ja zu beantworten. Mehr Mühe habe ich, wenn mir erklärt wird, man wolle eine interessante Sendung nicht verpassen, ich solle später anrufen. Erst als ich mir sagte (und mir vorzustellen versuchte, wie das wäre), dass man ja auch niemanden aus dem Konzertsaal oder aus dem Theater heraus ans Telefon rufe, söhnte ich mich mit solchen Absagen aus. Zuweilen setze ich mich dann, resignierend, aber voller Verständnis, an meine Schreibmaschine, die Plauderei schriftlich abzuhalten. Leider weiss ich aus Erfahrung, dass meine Briefe meistens telefonisch beantwortet werden.

Darum möchte ich dem Loblied aufs Telefon ein Plädoyer fürs Briefeschreiben beifügen.

Briefe sind keine Eindringlinge, sie unterbrechen kein Essen, keinen Mittagsschlaf, keine Fernsehsendung, sie überraschen einen nicht im Bad

und stören niemanden beim Anbraten zarter Leberchen – sie liegen im Briefkasten, bis man sie holt und warten geduldig, bis man sie öffnet und liest, denn man kann sie auf die Seite legen und sich die Lektüre für einen ruhigen Augenblick aufsparen.

Wäre das Telefon bereits vor Jahrhunderten erfunden worden, wären wertvolle Briefe nie geschrieben worden und die Welt der Lesenden wäre um einiges ärmer. Hätte Goethe an Frau von Stein so viele «Zettelchen» gesandt, wenn er – mühelos und einfacher – die Möglichkeit gehabt hätte, die Stimme der Hochverehrten täglich am Telefon zu hören? Mancher spontane Einfall, Gedanken und Gefühle, *faute de mieux*, aufs Papier gekritzelt, wären der Nachwelt vorenthalten geblieben.

Auf eine ganz andere Art als das Telefon vermögen auch Briefe gute Kontakte zu vermitteln.

Ich sitze am Schreibtisch oder am Klappermaschinchen, schicke meine Gedanken aus, den erwählten Empfänger meiner Zeilen herbeizuholen – dann bleibt er in meiner Nähe, solange ich seiner bedarf, wenn es sein muss, bis tief in die Nacht hinein.

Da das Schreiben langsamer vor sich geht als das Sprechen – es schreibt sich nicht so mühelos, wie es sich plaudern lässt! – erheischt es eine gewisse Anstrengung. Und Anstrengungen, die Resultate zeitigen, haben meistens eine gute Wirkung auf den Gemütszustand.

Mehr noch: Briefe helfen, das lebensnotwendige Netz der Beziehungen zu verstärken, damit es tragfähig bleibt. Man kann sie immer wieder lesen – sie haben Bestand, im Gegensatz zum Telefongespräch, das nach Beendigung nur noch Erinnerung ist, die sich verflüchtigt.

Und Briefe sind ein ausgezeichnetes Mittel, traurige Einsamkeitsgefühle zu verscheuchen, Mauern, die sich erheben wollen, uns einzuschliessen, immer wieder abzubauen und lahmen Gedanken Schwingen zu verleihen.

Vielleicht versuchen wir einmal, statt dass wir zum Telefonhörer greifen, den Kugelschreiber oder die Füllfeder in die Hand zu nehmen um uns dem, den wir hätten anrufen wollen, schriftlich mitzuteilen.

Ich kann es nur empfehlen!

Hu